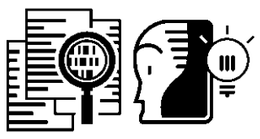
A *bis* Z



Karriereende

Die „Tour de France" geht heute zu Ende. Danach beendet Lance Armstrong seine Karriere – als Radfahrer jedenfalls. Was aber heißt das, eine Karriere gemacht zu haben?

Soziologisch betrachtet, ist Karriere ein Nachfolgebegriff von „Schicksal". Auf den ersten Blick scheint das abwegig: Heißt Schicksal nicht, das eigene Leben liegt in den Händen fremder Mächte? Und meint nicht, eine Karriere zu machen, eben indem man sie *macht*, das Gegenteil: sein Leben selbst zu verantworten?

Der soziologische Gedanke ist dieser: Schicksalhaft erscheint uns ein Ereignis, wenn es zwar zufällig eintrat, aber dennoch zum Ausgang lebensbedeutender Folgen wurde. Früher dachte man vor allem an die Geburt. Zufälliger-, aber nicht folgenloser-, also schicksalhafterweise wird man als Kind armer oder reicher, deutscher oder ägyptischer, städtischer oder im Urwald wohnender Eltern geboren.

Heute nimmt man an, daß die Umstände der Geburt nicht mehr so gut erklären können, was aus einem wird. Warum? Weil Karriere möglich ist. Arme arbeiten sich hoch, Leute, die nicht lesen können, werden durch Ballspiele zu Millionären, Millionärskinder werden Aussteiger, Verbrecher Staatspräsident, Schulabbrecher Literaturnobelpreisträger, Sportchefs landen im Knast. Karriere zu machen heißt dabei, daß es immer wieder Ereignisse im Leben einer Person gibt, durch die sich entscheidet, welche weiteren Wege sie danach noch beschreiten kann: Heiraten, die Berufswahl, Prüfungen sind Beispiele für solche Ereignisse.

Die „Tour de France" ist eine Prüfung, das Abitur eine andere. Man kann die „Tour de France" zum Beispiel nicht gewinnen, ohne danach dauernd im Fernsehen zu sein. Es geht nach jedem Karriereschritt in vielen Hinsichten also nur noch auf eingeschränkte Weise weiter, in anderen Hinsichten aber erweitern sich die Möglichkeiten. Wer die „Tour" siebenmal gewonnen hat, kann seine Karriere als Radfahrer leichter beenden als Jan Ullrich und seine Berufskarriere früher als die meisten.

Teils hat man jene karrierewichtigen Entscheidungen selbst in der Hand – man muß sich etwa zu den Prüfungen anmelden; teils ist man höheren oder niederen Mächten (Lehrern, Chefs, Reportern) ausgesetzt. Karrieren entstehen durch die Mischung von Eigen- und Fremdauswahl und dadurch, daß man sich auf sie einläßt. Karriere ist, so Niklas Luhmann, „in sich reflektiertes Schicksal". Das heißt, daß sein Lebenslauf auch für den modernen Menschen voller folgenreicher Zufälle und daher schicksalhaft ist. Man denke an Lance Armstrongs Krebserkrankung. Aber es handelt sich um ein Schicksal, in das viel mehr Eigenanteil der Betroffenen eingeht. Wie viele Könige konnten schon freiwillig abdanken, ohne an Achtung zu verlieren? Armstrong kann es. *kau*

Agent Luhmann, übernehmen Sie!

Ohne Suchmaschinen wäre das Internet vollkommen nutzlos. Doch wohin mit all den Informationen? Elektronische Zettelkästen schaffen jetzt endlich Ordnung.

VON JAKOB KLEIN

Wo sonst als in Arno Schmidts Zettelkasten *kommen Finnegan's Wake und die Homosexualität bei Karl May zusammen?* Foto Friedrich Forssman / Arno Schmidt Stiftung

Harald hat sich restlos verzettelt. Ordner genügen dem 25jährigen Psychologiestudenten längst nicht mehr. Überall in seinem Arbeitszimmer stapeln sich Bücher, Skizzen und Schnipsel mit Notizen, die er im Internet gefunden hat. „Bei mir ist alles wild verteilt", erzählt er. Was Harald jetzt dringend bräuchte, wäre ein elektronischer Zettelkasten, der Ordnung in das Chaos bringt.

So etwas gibt es natürlich schon. „Persönliche Notizassistenten" nennen sich Programme, die mehr sind als bloße Literaturverwaltung. „Informationen sammeln, analysieren und mit anderen teilen", sagt Mark Bernstein, sei „das Hauptproblem für kreative Menschen". Bernstein ist Entwickler des mittlerweile legendären Programms „Tinderbox" (auf deutsch: Pulverfaß). Als persönliches Archiv steht es hinter vielen Internet-Tagebüchern, im Jargon „Weblogs" genannt. Auch bei Buchprojekten ist die Box hilfreich: Der Benutzer kümmert sich um die Eingabe, je nach Verwendungszweck fließen die Daten dann in eine andere Form. Das Programm nutzt die Beschreibungssprache XML, also jenen Standard, der die Inhalte vom Layout löst.

Bernsteins eigene Homepage ist in Dunkelrot gehalten, er nennt das „neoklassisch" (www.markbernstein.com). Doch ein Klick taucht sein Portrait in Pastellblau. Bernstein zählt zum Urgestein in der Geschichte des Hypertextes. Seit zwanzig Jahren widmet er sich dem verknüpften Text. Und bastelt an Werkzeugen, die ihn handhabbar machen. Das real existierende Internet ist für Menschen wie Bernstein langweilig, weil immer noch ziemlich linear aufgebaut. Tinderbox funktioniert da etwas eleganter: Auf Tastendruck entsteht zunächst eine Notiz, wahlweise farbig, grau gestreift oder orange. Titel und Position werden nebenbei zugeordnet. Nun kann sie frei definierte Eigenschaften erwerben, etwa einen Autorennamen oder ein Schlagwort. Von jeder Notiz führen Kurven verschiedener Art zu anderen Notizkarten. Auf einen Blick zeigen sie, ob sie an ein zitiertes Buch, eine E-Mail oder beispielsweise an ein Foto anknüpfen.

In der Tinderbox mischt sich alles, jeder Kasten kann eine ganz eigene Welt enthalten.

In der Welt der Tinderbox mischt sich alles. Blitzschnell formen sich neue Ansichten. Da gibt es unbegrenzte weiße Landkarten, auf denen die buntetikettierten Kästen herumgeschoben und verknüpft werden können. Sie verschwinden ineinander, und so kann jeder Kasten eine neue und im Zweifelsfall erst einmal unordentliche Welt enthalten. Will der Benutzer Ordnung schaffen, legt er kleine „Agenten" an. Die durchforsten unermüdlich das persönliche Netz und sortieren die Karten nach zeitlicher Reihenfolge, nach Farbe oder nach hundert anderen Eigenschaften.

Buchautoren könnten auf diese Weise ihre Figuren kontrollieren. Es wäre beispielsweise möglich, alle Helden und Schurken einer Kriminalgeschichte in einer muffigen Kneipe zu versammeln. Wird eine Figur angeklickt, zoomt sein wohlgeordnetes Innenleben heran: Biographie, Entwicklungspotential, Eigenheiten - eben eine komplett verschlagwortete Existenz. Und jederzeit bereit, publiziert zu werden, ob nun als Webjournal oder als gedruckter Roman auf Papier.

Tinderbox ist nicht das einzige Programm seiner Art. In Ocker und Hellblau sind die Fenster von „Synapsen" gehalten. Entwickelt hat es Markus Krajewski von der Universität Weimar. Am Beispiel des verstorbenen Ost-Berliner Schriftstellers Heiner Müller demonstriert er, wie sein Programm funktioniert: Ein Klick entfaltet das Innen- und Nachleben des Dramatikers. Es reiht sich Becker an Bek und an Buk+Valentin, alles Autoren, die über Müller gearbeitet haben. Krajewski bloggt nur für sich selbst, das heißt, er stellt seine Sammlung nicht ins Internet. „Veröffentlichen heißt nachvollziehbar machen, das ist mir zu umständlich", sagt der Zettelkastenforscher an der Universität Weimar.

Seit zehn Jahren verschlagwortet Krajewski seine Gedanken elektronisch, 30 000 Verknüpfungen verbinden sie inzwischen miteinander. „Mir genügen die Buchstaben, ohne bunte Kreise drum rum" sagt Krajewski. Bewußt spartanisch ist sein elektronischer Zettelkasten aufgebaut. Das Programm ähnelt einer herkömmlichen Literaturverwaltung, wären da nicht diese merkwürdigen Funktionen. „Es sind spielerische Momente darin", sagt der Forscher und drückt die Zufallstaste. „Industrielles Management" heißt der blaue Zettel, den das Programm ausspuckt. Krajewski ist nicht verblüfft, es gab schon abwegigere Treffer.

Wie in der Tinderbox lassen sich die Notizen anordnen, nur genügt dazu ein unscheinbares Fenster mit drei Knöpfen zur Steuerung. Wo bei Tinderboxern die Mauszeiger über den Bildschirm flitzen, klappert bei Synapsen-Nutzern eher die Tastatur.

So verschieden wie diese beiden Notizsysteme, so unterschiedlich sind auch ihre Entwickler. Der Informationsarchitekt Krajewski wirkt wie der Prototyp des vorsichtigen Akademikers, der eine Vorliebe für abwegige Verbindungen und klein geschriebene Schlagworte hat. Der fünfundzwanzig Jahre ältere Harvard-Absolvent Bernstein wirkt dagegen aufbrausend, wenn er die Hauptaspekte seiner Notizen in Großbuchstaben markiert. Wahrscheinlich hat er bei der Arbeit mindestens drei Textmarker griffbereit; Krajewski ist eher der Bleistifttyp.

Mit Zettelkastenprogrammen wird mittlerweile richtig Geld verdient. „Pink ist großartig", verkündet die Website der kanadischen Firma Ludicorp, die 2002 das Suchprogramm Flickr entwickelt hat (www.ludicorp.com). Mit dieser Fotoaustauschbörse wurde die Suche per Schlagwort erst richtig populär. Mit Wortketten wie „Himmel Park Hund blau Gras" markieren die Nutzer von Flickr ihre Fotos. Die Schlagworte verraten etwas über den Inhalt der Fotos, ohne selbst vorzukommen. Diese Idee war den Inhabern der Suchmaschine Yahoo Anfang dieses Jahres eine Menge Geld wert. Wie viel genau, wurde nicht verraten, Analysten schätzen die Summe auf mindestens dreißig Millionen Dollar. Als Yahoo die neue Technik als „MyWeb 2" auf Websites übertrug, entstanden in der ersten Woche bereits 34 000 verschiedene Eintragungen.

Mit Zettelsystemen wird mittlerweile richtig Geld verdient: Yahoo war die Sache 30 Millionen wert.

Für eine Verschlagwortung in dieser Größenordnung hat Krajewski allein zehn Jahre gebraucht. Er vertraut seiner Ordnung inzwischen blind. Vertrauen sucht auch Yahoo. „Während das Web manchmal wie Wilder Westen wirkt, entscheiden Sie im Vertrauensnetz, wem Sie zuhören," schreibt Manager Chung-Man Tam im firmeneigenen Weblog: „Und vor allem, wessen Kram sie mögen."

21/3d26g104,1 heißt der Kram den vor allem fanatische Zettelfreunde mögen. Es ist einer der seltenen bekannten Ordnungsverweise aus dem bedeutensten Zettelkasten der Soziologie. Mitte der fünfziger Jahre fing der junge Rechtsstudent Niklas Luhmann an, sein Leben zu verschlagworten. Auf 35 000 Zettel wird das Werk geschätzt, es könnten auch mehr sein. Denn Hunderttausende von Luhmannschen Schlagwörtern ruhen in hölzernen Kästen, unzugänglich hinter einer schweren Tür im Keller der Universität Bielefeld. 21/3d26g104,1 ist Teil des Erbstreits IV ZR 206/04, der beim Bundesgerichtshof anhängig ist.

Im Internet hat sich nun eine Gemeinde zusammengefunden, die hinter das System des Luhmannschen Zettelkastens kommen will. Fünfzig Jahre wollen sie durchhalten, mindestens. Ihre Bibel ist der einzige, neunseitige Erfahrungsbericht, den Luhmann über sein Ordnungsprinzip schrieb. Vielleicht läßt sich daraus eine ganz neue Suchmaschine entwickeln. Sollte Luhmanns Erbe eines Tages öffentlich werden, könnte die eigentliche Überraschung noch bevorstehen - denn niemand weiß, ob man die stenografierten Aufzeichnungen überhaupt lesen kann.

Im Netz: Tinderbox (MacOS) www.eastgate.com; Synapsen (MacOS und Windows) www.verzetteln.de/synapsen. Von beiden Programmen sind stark eingeschränkte Testversionen verfügbar.

JUGEND FORSCHT

Anti-Haut-Seife

VON KAY SPRECKELSEN

Naturgesetze sind kompliziert, glauben viele. Doch man kann sie mit einfachen Mitteln veranschaulichen. Und eine Menge dabei lernen.

Etwas Seifenlösung benötigen wir für die heutigen Versuche. Gut eignet sich flüssige Kernseife, aber auch flüssiges Geschirrspülmittel. Am vergangenen Sonntag hatten wir eine Büroklammer und eine Rasierklinge in einem mit Wasser gefüllten Suppenteller vorsichtig auf die Wasseroberfläche gelegt, so daß sie dort oben blieben. Wir wiederholen den Versuch, geben aber anschließend einen Tropfen Seifenlösung hinzu: Sofort sinkt die Büroklammer nach unten.

Falls ein Papierlocher im Haushalt zu finden ist, enthält er sicher eine ganze Anzahl kreisrunder Konfettistückchen, die wir bei unserem nächsten Versuch brauchen. Wir streuen sie auf den nur mit Leitungswasser gefüllten Supenteller, in dessen Mitte wir einen Tropfen Seifenlösung geben. Im Nu, fast explosionsartig, schwimmen die Papierstückchen an den Tellerrand.

Für den nächsten Versuch spülen wir unseren Teller sorgfältig und füllen ihn wieder, jetzt am besten mit warmem Wasser. Vorsichtig spalten wir ein Streichholz an seinem hinteren Ende und tauchen dieses in unsere Seifenlösung. Sobald wir das Hölzchen in den Teller gelegt haben, beginnt es sich wie von einer geheimnisvollen Kraft getrieben in Richtung der Streichholzkuppe vorwärts zu bewegen.

Nach abermaligem Spülen legen wir ein wie auf der Abbildung ausgeschnittenes Kartonschiffchen ins (warme) Wasser und träufeln etwas Seifenlösung in den Ausschnitt. Ebenso wie das Hölzchen (des vorigen Versuches) bewegt sich das Schiffchen im Wasser vorwärts.

Illustrationen Charlotte Wagner

Alle Versuche zeigen das gleiche: Die Seifenlösung verteilt sich mehr oder weniger schnell über die Wasseroberfläche hinweg und zerstört dabei die feine Oberflächenhaut. Die Büroklammer findet keinen Halt mehr, die Papierstückchen und das Streichhölzchen werden vorangetrieben, da sich die Seifenlösung jeweils nach hinten im Wasser ausbreitet. Ebenso würden die Enten im Teich untergehen, wenn wir in diesen genügend Seifenlösung hineinkippen würden. Die Seifenlösung würde die Fett-Schutzschicht über den Entenfedern auflösen und die Wasseroberflächenhaut des Teiches zerstören, so daß die natürlichen Schutzmechanismen der Enten nicht mehr wirksam sind.

BILD AM SONNTAG

Silber oder Leben?

Es war gewiß nicht unmöglich, aus Pompeji zu entkommen, als der Vesuv am 24. August des Jahres 79 ausbrach. Tatsächlich haben die meisten Pompejaner im Ascheregen die Zeichen der Zeit offenbar erkannt und die Stadt rechtzeitig verlassen. Wer aber blieb, wird überzeugt gewesen sein, einen guten Grund dafür zu haben.

In der 250 Jahre langen Ausgrabungsgeschichte Pompejis sind schon mehrfach sorgfältig verpackte Pretiosen gefunden worden, die ihre Besitzer wohl zurücklassen mußten oder neben denen sie ausharrten, bis sie qualvoll beim Einatmen heißer Asche umgekommen sind. Andere Pompejaner starben auf der Flucht, bei der sie ihre Schätze in Leinentücher gewickelt oder in kleine Kisten verpackt mit sich trugen.

Berühmt wurde beispielsweise der Silberschatz in der 1926 bis 1932 ausgegrabenen Casa del Menandro, dessen sorgfältig ausgearbeiteten Dekorationen einen faszinierenden Einblick in die Kunstfertigkeit seiner Urheber und in den Reichtum der vornehmen Pompejaner verschaffen.

Futter fürs Federvieh: *Der Silberschatz aus Pompeji besteht zum Großteil aus Trinkgefäßen.* Foto AP

Jetzt präsentierte Pietro Giovanni Guzzo, der Direktor der archäologischen Stätten von Pompeji, ein weiteres, bereits vor fünf Jahren entdecktes reichverziertes Ensemble von 20 Pokalen, Bechern und Schalen aus Silber in verschiedenen Größen. Man fand es in einem verkohlten Weidenkorb unter einer Ascheschicht in den Ruinen einer Therme. Daß sich darin eine solche Kostbarkeit verbarg, zeigte sich erst, als die Archäologen den Korb mit Röntgenstrahlen durchleuchteten.

Über seine Vorbesitzer läßt sich indessen nur spekulieren, ebenso, ob sie die Hoffnung auf Rettung des Schatzes mit ihrem Leben bezahlt haben. Anfang nächsten Jahres soll das insgesamt 4 Kilogramm schwere Silberservice im Archäologischen Museum in Neapel ausgestellt werden.

Tilman Spreckelsen

FREI ERFUNDEN

Das Runde muß ins Runde

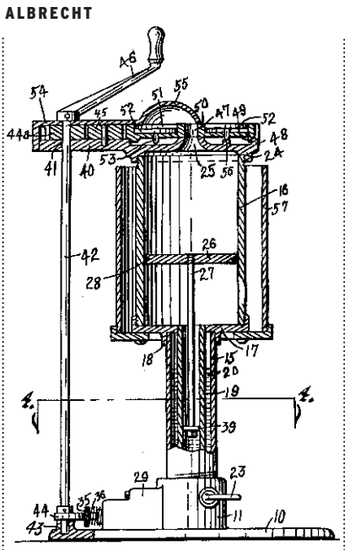
VON JÖRG ALBRECHT

Siebenhunderttausend Erfindungen werden jährlich zum Patent angemeldet. Manche sind genial, andere überflüssig. Und dann gibt es da noch die, auf die wir nie gekommen wären.

Als Inbegriff des Fast foods gilt zu Recht der Hamburger. Man weiß nicht, wer als erster auf die Idee kam, eine Bulette zwischen zwei Brötchenhälften zu packen – patentiert ist die Erfindung nicht. Ethymologisches Vorbild könnte das „Hamburger Rundstück warm" gewesen sein, also jene inzwischen selbst in der Hansestadt vergessene Methode, eine Scheibe Braten samt Soße ohne Besteck, aber trotzdem mit sauberen Fingern zu verzehren.

Der erste schriftliche Hinweis auf den amerikanischen Burger findet sich in einer Ausgabe der *New York Tribune* aus dem Jahre 1904, dem zufolge ein gewisser Fletcher Davis auf der Weltausstellung in Saint Louis mit großem Erfolg ein in Brötchen verpacktes Hacksteak mit Senf und Zwiebeln verkauft habe. Viel besser dokumentiert ist dagegen die Geschichte der Hamburger-Preß-, -Form- und -Bratgeräte. Der kommerzielle Vormarsch der handlichen Zwischenmahlzeit rief natürlich Tüftler auf den Plan, die sich Gedanken darüber machten, wie man den Massenausstoß rationalisieren könnte.

Ein erstes Ungetüm von Maschine skizzierte der Amerikaner David Wallace im Jahre 1927 (US1648834). Von den vielen beschriebenen Bauteilen sind eigentlich nur drei erwähnenswert: der hydraulisch betriebene Stempel (26), der die Fleischmischung durch eine konische Öffnung (25) in den Formbehälter (55) drückt. Ausgeführt in Gußeisen, dürfte der Apparat ein stattliches Gewicht besessen haben.



US1648834: *die erste Hamburger-Preßmaschine. Und nicht die letzte.*

Die Genealogie der Hamburger-Patente kennt zahllose Weiterentwicklungen, die aber bis in die siebziger Jahre hinein eine rein amerikanische Angelegenheit blieben. Die erste europäische Hervorbringung auf diesem Sektor stammt nicht ganz zufällig aus Italien und trägt den ebenso schönen wie umfassenden Titel „Macchina elettronica distributrice automatica di Pizette napoletane calde, Toasts tartine, Hamburger suppli e simili".

Da bleibt nur noch eines: Buon appetito!

Kennen Sie ein ähnlich nützliches Patent? Schicken Sie die Patentnummer an Sonntagszeitung@faz.de